

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74.

Montag, 29. März

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

(14. Fortsetzung.)

Grünau suchte die Eisengießerei auf, in der Hermine als Privatsekretärin des Inhabers beschäftigt war. Er hatte jederzeit freien Zutritt zu ihrem Arbeitsraum, nutzte diese Vergünstigung, die der Inhaber — ein Herr Rohland — dem Brautpaare eingeräumt hatte, aus Gründen des Tactes aber nur selten aus.

Der junge Mann durchschritt den Kontorraum, in dem vielleicht sechs Angestellte saßen, wechselte mit dem Prokuristen ein paar freundliche Worte und befand sich bald im Vorzimmer des Chefs; hier hatte Hermine Schellbruch ihren Arbeitsplatz. Sie klapperte so eifrig auf ihrer Schreibmaschine, daß sie das Eintreten eines Menschen gar nicht gehört hatte. Plötzlich spürte sie etwas Warmes im Nacken, mit einem unterdrückten Schrei sprang sie auf. Grünau lachte in sich hinein. Und er fand keinerlei Widerstand, als er seinen Arm um den Hals des jungen Mädchens legte und schnell ein paar mal den Mund küßte. Dann trat jeder wie auf Verabredung einen Schritt zurück.

„Ist etwas vorgefallen, Alfred?“ fragte Hermine Schellbruch mit einer aufblühenden Sorge in den Augen.

„Warum meinst du, Liebes?“

„Weil du so überraschend kommst.“

„Aber das ist doch nicht das erste Mal! . . . Wenn ich nun Sehnsucht nach dir gehabt hätte? . . .“ Er kam einen halben Schritt näher.

„Ja, war es das?“ forschte sie zögernd.

„Zweifeltst du daran?“

„Nein, aber . . . es ist alles nicht mehr so“, vollendete sie, nachdenklich die Maschine betrachtend.

„Mit unserer Liebe ist es nicht mehr so?“ neckte er.

Sie strich sich verwirrt über das volle Haar. Und dann blieb die Hand auf ihrer Brust ruhen. Es war eine zarte, schmale, weiße Hand, eine richtige Damenhand: Grünau liebte sie außerordentlich. Aber er hatte auch immer eine geheime Angst, wenn er dies Händchen betrachtete oder die zarten Finger mit den rosigen Nägeln streichelte. Würden sie jemals gröbere Arbeit verrichten können?

„Was guckst du?“ fragte sie.

„Ich betrachte deine Hand.“

Sie wurde rot, fühlte sich aber doch geschmeichelt.

„Nun laß' das“, sagte sie, ihm die bewunderte Hand hinreichend; er küßte sie. Dann ließ er sie aufatmend sinken und hatte sich wieder vollständig in der Gewalt.

„Ja, ich war heute schon mit Vater bei Hans. Du weißt wohl, daß man Hans letzte Nacht die Spiegelhebe eingeworfen hat.“

„Ja. Und was hat Vater damit zu tun?“ Sie sah ihren Verlobten durchdringend an.

Grünau kämpfte mit einem Entschluß.

„Ich habe Schnabel in Verdacht.“

Hermine kam rasch näher, so weit, daß er den Duft ihres Haares spürte.

„Und was hat Vater damit zu tun?“ wiederholte sie. Du hast etwas auf dem Herzen, Alfred. Schon dein unvermutetes Kommen! Sag' es mir, ich kann schweigen.“

„Ja, Hermine, ihr beide, du und Elisabeth, müßt mal

mit Vater reden“, sagte er dann entschlossen. „Vater ist an der Sache so unschuldig wie einer von uns“, ergänzte er, „aber es ist nicht unmöglich . . . ja, ich möchte es bestimmt glauben, daß er den Täter kennt.“

Sie starrte ihn wahrhaft entsetzt an; ein Mitleid überlam ihn. Was er gestern nachmittag noch weit von sich gewiesen hatte: daß man die beiden Töchter schonend vorbereite — diesen Vorschlag seines Schwagers machte er sich jetzt schon zu eigen. Warum? das erwies sich bald.

„Ich glaubte, Vater veranlassen zu können, Hans und mir etwas über seine früheren Beziehungen zu Schnabel mitzuteilen. Er sollte einmal aus sich herausgehen.“

„Beziehungen? . . . Welcher Art denn?“ fragte Hermine tastend.

„Vater und Schnabel sind vor vielen Jahren als Handwerksgefelln zusammen auf der Wanderschaft gewesen.“

„Das weiß ich.“

„Richtig, das weißt du ja schon . . . Ja, und später . . . sie hatten sich längst getrennt . . . ich habe in Schnabels Papiere Einblick genommen . . . sie sind nicht gut, Hermine . . . der Mann hat sogar im Zuchthaus gesessen.“

„Und Vater?“ unterbrach ihn das junge Mädchen mit weitem Gesicht. „Was hat mein Vater damit zu tun?“

„Nichts.“

Sie atmete tief auf.

„Gott sei Dank!“ Und nach einer Pause sagte sie noch einmal: „Gott sei Dank! — Aber warum erzählst du mir das denn, Alfred?“ fragte sie darauf voll Mißtrauen.

Er streichelte beruhigend und liebevoll ihre Wange.

„Vaters Benehmen ist, wie du zugeben mußt, ganz unbegreiflich, Hermine“, sagte er. „Ich habe lange und angestrengt darüber nachgedacht, was ihn bestimmen konnte, ein solches Individuum bei sich aufzunehmen. Was sich an Ungünstigem in Schnabels Papieren gefunden, daran hat Vater nicht den geringsten Anteil, denn zu der Zeit hatten sie sich längst getrennt, — was vor dieser Zeit geschehen ist, weiß ich nicht.“

„Und du meinst, Vater könnte vorher . . .?“ Sie legte ihre Hände diese feinen, weißen Damenhände, vor die Augen, als schäme sie sich.

Grünau hätte sie am liebsten in seine Arme genommen; ein Reuegefühl blieb ihm fern. Was er ahnte, das hatte er nur dann seiner Braut vorenthalten dürfen, wenn alle Mutmaßungen sich in ein Nichts aufgelöst hätten. Aber der, der allein imstande war, sie zu zerstreuen, schwie; vielleicht gelang es seinen Töchtern, ihn zum Reden zu bringen und — hoffentlich! — diesen unerträglichen Zustand zu beenden.

„Nichts weiß ich, Hermine“, sprach er beruhigend auf das junge Mädchen ein. „Ich vermute nur; aber die Verhältnisse berechtigen mich dazu, Schlüsse zu ziehen, wie ich sie angedeutet habe. Klarheit muß geschaffen werden, so geht es nicht länger. Dein Vater geht dabei

zugrunde, euer Glück wird getrübt, Hans und ich leiden darunter — und was noch kommt, kann ich nur schauend ahnen.“

Sie sah den tiefen Ernst, mit dem er sprach, sie wußte auch, daß er nicht leichtfertig dunkle Möglichkeiten heraufbeschwor. Und weil Hermine Schellbruch alle Dinge des Lebens weniger schwer betrachtete als ihre Schwester — ihre Kindesliebe litt darunter nicht —, so gewann sie auch bald ihre Fassung wieder. Sie begriff den Sinn dieser Andeutungen und zog entschlossen die Außenwendung daraus.

„Gut“, sagte sie, das immer noch blasser Gesicht hehend, ich werde mit Vater reden. — Weiß Lisbeth schon davon?“

„Nein.“

„Soll ich es ihr sagen, was du befürchtest?“

„Es ist vielleicht besser. Hans wäre ja näher dazu, aber er fällt manchmal leicht mit der Tür ins Haus.“

Sie nickte. Und dann trat sie dicht vor ihren Verlobten hin.

„Wenn nun . . . ich mag es ja nicht ausdenken . . . aber wenn in Vaters Vergangenheit irgend etwas Dunkles sein sollte . . . dann . . . dann kannst du mich doch auch nicht heiraten, Alfred.“

Er nahm die Schweratmende in seine Arme und küßte sie.

XVIII.

Am selben Abend sprach Hermine Schellbruch mit ihrer Schwester; die Wirkung auf diese war eine viel schlimmere. Der Vater irgend etwas auf dem Gewissen?

Unmöglich! . . . Und doch! So vieles, was die Jahre zum Verblissen gebracht hatten, erhielt mit einem Male eine seltsame Beleuchtung. War er nicht immer so sonderbar gewesen? . . . So mutlos, gedankenabwesend, menschenfeind? . . . Und — das junge Mädchen wagte kaum daran zu denken — hatte er bei der Übernahme des Wächteramtes nicht gesagt, daß an seinen Händen kein Blut klebe? . . . Dann aber wichen die Zweifel, ein anderes gewann langsam die Oberhand: die Gewißheit, daß der Vater einer Untat niemals fähig gewesen war. Und ein weiterer Schritt führte zu der Erkenntnis, daß ihr Vater dann unter einem seelischen Druck lebe, und daß dieser Druck alle Freuden seines Lebens vergällt habe. Mit dieser Vermutung kreuzten sich ihre Gedankengänge mit denen Grünau's.

Sie sprachen mit ihrem Vater — und hatten keinen Erfolg. Sie beobachteten wohl nicht die nötige Zurückhaltung in ihren Fragen, sie gingen, von der Angst getrieben, zu stürmisch vor; die Fragen konnten nicht weiternehmen. Schellbruch anfänglich ganz aus der Fassung gebracht, gewann allmählich eine gewisse Sicherheit wieder. Das war befremdlich, wenn man bedachte, daß er nun ja sogar von seinen eigenen Kindern durchschaut wurde, erklärlich, weil eine Preisgabe seines Innersten Folgen nach sich ziehen mußte, vor denen er ein Grauen empfand. Wie eine Mauer stand seine Vergangenheit um ihn. So trennte sie ihn auch von den Menschen. Bröckelte sie ab oder wurde sie gar niedergelegt, dann — so folgerte er — stand er vor allen Menschen so da, wie er sich selbst sah: im Banne einer Schuld, angefettet an einem, der einen Mord auf dem Gewissen hatte und der ihn jetzt von einer Unwahrheit zur anderen, von einem Vergehen gegen seine Pflicht in das andere trieb.

Nur dies konnte der Schlüssel zu seiner Verstocktheit sein, und dies Resultat hätte Grünau voraussehen müssen. Seine Wunschelrute hatte versagt, nicht so, daß sie geheime Strömungen angezeigt hatte, die gar nicht vorhanden waren, aber sie hatte trotz stärkster Hilfsmittel nicht vermocht, sie bloßzulegen.

Er war anfangs niedergeschlagen, als die beiden Mädchen weinend von ihrem Mißerfolg erzählten; Hans Witt blickte ratlos auf ihn hin.

„Ich habe schon gedacht, daß man dem Kerl, dem Schnabel, ein Stück Geld in die Hand gibt, damit er sich klüßig macht“, sagte er. „Was hältst du davon, Alfred?“

„Nichts.“

„Warum nicht?“

„Und Lemke?“ fragte Grünau nach einer Pause.

„Ich bin überzeugt, der weiß schon viel zu viel. Was

würde er anstellen, wenn sein Genosse Geld bekäme, er aber nicht.“

„Er kann ja auch was kriegen.“

„Und unter welchem Vorwande willst du es ihm zusteden? . . . Und wieviel? . . . Und wann würde er wiederkommen, Hans? . . . Du würdest ihn nie wieder los. Und wir beseitigen das Grundübel nicht damit.“

Hans Witt nagte an seiner Unterlippe.

„Aber“, sagte er dann ganz erschrocken, „das ist ja eine fürchterliche Lage! . . . Man sieht ja gar keinen Ausweg mehr.“

Nach diesen Worten war es Sekundenlang still. Etwas Drückendes lag über diesen vier Menschen, deren Gedanken um den gleichen Punkt kreisten.

„Es gäbe noch einen Ausweg — für euch“, sagte da Lisbeth Schellbruch, still vor sich hinstehend. „Nehmt ihr nicht für immer an uns gebunden.“

„Wie kommst du bloß auf solche Gedanken!“ rief Hans Witt fast erzürnt.

„Ich verstehe Lisbeth“, fiel Grünau rasch ein, dabei schweiften seine Augen fast glanzvoll über die kleine Runde. „Lisbeth wird ihren Vorschlag niemals wiederholen, denn er ist ganz unannehmbar für uns. — Aber ich weiß noch einen anderen — den letzten. Ich selbst werde noch einmal mit Vater reden, ganz unter vier Augen und als Sohn. Hoffen wir, daß er zum Ziele führt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der General.

Von Fritz Strauß.

Nicht allzuweit von der Stelle entfernt, an welcher der gleichnamige Strom des „Allgroßen Donreiches“ ins „Mowische Meer“ mündet, liegt Taganrog. Einheimische haben mir verraten, der Name sei türkischen Ursprungs und heiße ins Deutsche übertragen: Zangenhorn.

Ich hatte keine Gelegenheit, die Wahrheit dieser Behauptung nachzuprüfen. Tatsache ist jedoch, daß die Bezeichnung ungemein charakteristisch ist für die malerische Stadt, im Frieden ein beliebtes Pensionatsort russischer Offiziere, ist auf einem vorspringenden Felsen ins Meer hinausgebaut, das ihn gewissermaßen wie eine Zange von drei Seiten umfaßt.

Der Raskindefürst Ljundudoff, der sich auf der Rückreise in seine Heimat von einem Besuch des deutschen Kaisers im Großen Hauptquartier kurz in Taganrog aufhielt, erzählte mir, daß von hier aus Wilsons Großvater einst nach Amerika ausgewandert wäre. Auf meine diesbezüglich geäußerten Zweifel versicherte er wiederholt die unbedingte Richtigkeit seiner Aussage. Ob es stimmt?

In Taganrog also spielte sich auch vor nunmehr fast sieben Jahren die tragische Geschichte des Generals ab. Er war eine weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte Persönlichkeit und es gab einmal eine Zeit, da flammten Ostpreußens Dörfer unter den Brandfackeln auf, die seine Truppen warfen. Die Revolution zwang ihn, seine Spuren vor den Bolschewisten zu verwischen, die sinnlos alle Offiziere niedermetzten, deren sie habhaft werden konnten. Unter falschem Namen und äußerlich so gut als es eben ging verändert, lebte er bei einem seiner Landsleute der ihn bereitwillig aufnahm, unweit des schlichten Hauses, in dem das Sterbelager Alexanders I. stand. Aber die Bolschewisten verfügten über einen wohlorganisierten Nachrichtendienst, und es dauerte nicht lange, bis hier und dort Gerüchte aufklickten, der General weile in der Stadt. Erst haltlos, ungewiß und ohne greifbare Form. Sehr bald indes verdichteten sie sich und nahmen eine bestimmte Richtung an. Und nun verging kein Tag mehr, an dem nicht die Spindel und Spione seiner Feinde, wie Horden ein Raub, das stille Haus umschlichen. Jedoch ohne irgendwelchen Erfolg. Daraufhin hatte es eine Zeitlang den Anschein, als hätte man die Verfolgung eingestellt. Es war eine Täuschung. Eines Morgens erschienen unerwartet zwei bolschewistische Häupter und befohlen dem General, ihnen auf der Stelle zu folgen. Und er folgte ohne ein Wort der Erwiderung.

Wie seltsam still die Straßen lagen. War das die Petrowskaja, die Puschkinskaja, in der sich sonst den ganzen Tag über ein so reges Leben abspielte? Wo waren die Menschen hingekommen? Alle Geschäfte hatten Feierabend, vor den Schaufenstern waren die Rolläden herabgelassen. Selbst die Fensterläden der Privathäuser waren verschlossen. Taganrog war eine tote Stadt. Nur manchmal schob sich eine zerlumpte Gestalt in das Gesichtsfeld des Schreitens.

den und verschwand wie ein Schatten in schmalem Spalt einer kleinen Seitengasse. Der General zog leise die Schultern hoch. Es fror ihn bis ins Innerste seiner Seele hinein. Man verbrachte ihn ins Hauptquartier der Bolschewisten, in ein leeres Zimmer. Ein paar Minuten mochte er gewartet haben, da öffnete sich die Tür. Eine Dame trat ein, von einem Kommissar begleitet. Der General stand Aug' in Auge mit seiner Frau. Keine Wimper zuckte, keine Muskel regte sich in seinem eisernen Gesicht, auf dem kühl und fremd der Blick seiner Gattin ruhte.

„Kennen Sie diesen Mann hier?“

„Nein.“

„Sie müssen ihn kennen.“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Frau, Sie müssen ihn kennen, sage ich, es ist Ihr Mann.“

„Ich verstehe Sie nicht“, kam es eifrig von ihren Lippen. Der Kommissar verbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und winkte mit der Hand. Sie war entlassen. Man führte ein Kind in den Raum. Der General strich mit der Hand über seine Stirn und es war, als färbten sich seine Wangen um einen Hauch bleicher. Dann schaute er still und fest in das Gesicht seiner jungen Tochter, die hilflos zu ihm aufblickte.

„Hier steht dein Vater, kennst du ihn denn nicht?“

Und angstvoll verschluckt stammelte das Kind: „Nein, das ist nicht mein Vater.“

Da gab man den General frei. Die Bolschewisten hatten eingesehen, daß sie auf diese Weise zu keinem Resultat kommen würden und änderten ihre Taktik. Sie kümmerten sich nicht mehr um den General und ließen statt dessen ihre ganze Erbitterung an dem Manne aus, der ihm Unterkunft gewährte. Sie schleppten ihn dauernd, mit Vorliebe mitten in der Nacht, zu endlosem Verhör in ihr Quartier. Sie mißhandelten und bestahlen ihn. Es gab keine Schikane, die sie nicht anwandten, keine Demütigung, die dem Unglücklichen erspart blieb. Aber mochte man ihm noch so sehr das Leben zur Hölle machen, kein Wort des Verrats kam über seine Lippen. Der General, der wohl gehofft hatte, daß auch diese Qual ein baldiges Ende finden würde, sah eine Weile mit zusammengebißnen Zähnen schweigend zu. Die Tage verflogen und wurden zur Woche und eine Woche reichte sich an die andere. Und keine Aussicht, daß es besser würde. Im Gegenteil. Die bolschewistische Nachsucht kannte keine Grenzen und nahm immer ungeheuerlichere Formen an. Da trug es der General nicht länger. Er ging ins Hauptquartier der Bolschewisten und verlangte vor den Kommissar geführt zu werden. Hochauferichtet, den Blick hart wie Stahl, stand er vor ihm. Er hatte nicht viel zu sagen. Nur fünf kurze Worte. Klar und ruhig kamen sie aus seinem Munde:

„Ich bin der General K.“

Und der Kommissar verzog sein Gesicht zu einem teuflischen Grinsen.

Alle Versuche, ihn frei zu bekommen, schlugen natürlich fehl. Am nächsten Tag sollte er von Taganrog fort in ein anderes Gefängnis verbracht werden. Man gestattete seiner Frau, ihn vor seinem Abtransport noch einmal zu sehen. Sie sollte sich in der Früh um fünf Uhr einfinden. Pünktlich zur angegebenen Zeit erschien sie. Sie wurde in ein Zimmer geführt mit der Weisung, dortselbst zu warten. Nach einer halben Stunde wollte sie wie eine Schlafwandlerin durch die Straßen nach Hause. Ihren Gatten hat sie nicht mehr gesehen. Man hatte ihn noch während der Nacht erschossen.

Auf der Landstraße.

Von Anna Gade, Neu-Steddorf.

Von Sonnenglast überflimmert, liegt in der sengenden Mittagsglut die einsame Landstraße, die sich wie ein helles gelbbraunes Band durch das schwermütige Braun der einsamen Heide Landschaft zieht. Ein grünüberdachter alter Planwagen hat zur Seite im Schatten der Birken Zuflucht gesucht, um deren weißschimmernde Stämme langsträbigen seines Zweigegewinns rieselt wie wallendes dunkles Frauenhaar. Ein abgemagertes braunes Pferd steht trüben Blickes am Wegrand, ein hilfloses Opfer unzähliger Insekten, und ruft mit müden Bewegungen von dem verdorrten, staubigen Gras des Grabens.

Dunkelhaarige Männer und Weiber und eine trappelnde Kinderchar haben sich daneben um einen Topf mit Pflanzkartoffeln gelagert. Fahrendes Volk, Menschen, deren Heimat die Landstraße ist.

Da steigt in der Ferne eine graugelbe Staubwolke auf. Ein dumpfes Brummen und Knattern, und was noch eben in weiter Ferne, ist schon im nächsten Augenblick gleich einem geipenstlichen Huch herangebraust, eins der modernen Unge-

heuer, die heulend und brüllend wie höllische Geister durch den jahrtausendjährigen Frieden weltabgelegenster Einsamkeiten rasen, wie vom Teufel bejessen von Furien gejagt.

Ein großes elegantes Luxusauto mit lederumhüllten Gestalten. Koffer türmen sich. Hausdach steigt der Staub, bleibt stehen wie eine Wand, und einen betäubenden Benzindunst wirft höhnisch das rasende Ungeheuer dem Hänschen menschlicher und tierischer Armut am Wegrand ins Gesicht. Da stößt das rasende Ungeheuer plötzlich ein dumpfes, warnendes Gebrüll aus, ein zweites Ungeheuer antwortet, noch drohender und unheimlicher. Es steht in der Ferne fast aus, als ob die beiden sich begegnenden in grimmer Wut geradewegs aufeinander losstürzen wollten. Doch es steht nur so aus. Sie sind schon aneinander vorbei, böse brummend und knurrend, wie ein paar gereizte Raubtiere. Nur das entgegenkommende ist wohl reichlich weit ausgebogen und gleitet, nachdem es sich wie im Übermut zwei-dreimal um sich selbst gedreht, in jäh verlangsamter Gangart statt vorwärts plötzlich zur Seite, wo es rudartig stehen bleibt.

Bermummte Gestalten steigen aus, gehen um den Wagen herum, tasten hierhin und dorthin wie ein wackerer suchender Doktor. Aber umsonst. Das brummende Ungeheuer bleibt eigenartig stehen, obgleich einer der Männer sich sogar auf die Knie vor ihm wirft, als flehe er es an, doch wieder vernünftig zu sein.

Das Hänschen Armut am Rande der Landstraße steht aus der Ferne voll Spannung der Entwicklung der Dinge zu mit einem schadenfrohen Lachen. Dann aber stehen die braunen Gestalten plötzlich auf und sprechen aufeinander ein. Das waren reiche Leute da hinten! Vielleicht war da etwas zu verdienen, denn wenn nicht der Zufall spielte, war hier vorläufig in dieser abgelegenen Gegend mit anderer Hilfe nicht zu rechnen. Das konnte lange dauern, wenn der Herr und die Dame auch offenbar darauf hofften und Ausschau haltend die Chaussee zurückgingen.

Freilich, so eine Karre aus dem Dreck zu ziehen, war fraglos nicht so leicht. Aber man konnte sich doch wenigstens mal dazu anbieten. Hauptsache war, daß die Herrschaften ordentlich etwas herausrückten. Und sie treten an das grasende Pferd, legen ihm das Geschirr wieder auf und gehen damit auf die Stelle zu.

Da steht der Mann mit den Silberknöpfen, der bei dem Auto zurückgeblieben ist, plötzlich auf und winkt ihnen eifrig zu. „Ja, so ist's recht, helft uns mal mit heraus! Es ist nur einer der Hinterrufen etwas versackt, das schafft der Schinder wohl noch!“

Die braunen Männer lachen. „Ach, güttester Herr, das Pferdchen zieht noch großartig!“

Und unter lebhaftem Hinundher haben sie mit Hilfe des Chauffeurs den Gaul auch schon vorgespannt. Ein vielstimmig anspornendes Geschrei: „Hüh! Hott! Hüh!“ Peitschengetnall, Gejodel und immer wieder wild temperamentvolle Anfeuerung. Die Hufe des Pferdes graben sich tief in den losen Heide sand. Fast in den Knien liegt das leuchtende Tier, das mit seiner schwachen Kraft dem brummenden Motor zu Hilfe kommen soll. Immer wieder springt es willig und eifrig ein, aber der Koloh rührt sich nicht, trotzdem die Männer und Weiber schaufeln und ihr Möglichstes mit tun. Da haufen Peitschenhiebe auf den mageren Rücken des Pferdes nieder und wuchtige Stockschläge. Zitternd, leuchtend legt es sich von neuem ins Geschirr und gibt sein Äußerstes her. Sein braunes Fell ist dunkel von Schweiß, das Blut tritt ihm in die Augen.

„Hüh! Hott!“ Mit rasselnder Lunge und schlagenden Flanken zieht es unermüdlich wieder an und ebenso unermüdlich knallt und faust die Peitsche auf seine mageren Rippen nieder. Da endlich — ein Ruck! Ein wildes Triumphgeschrei, Gelächter und Gejodel! Es ist geschafft! Das Rad ist heraus aus dem Loch!

„Donnerwetter, das ist ja famos! Das hätte ich ihrem Vollbluttralehner gar nicht mehr zugeutraut!“ läßt sich plötzlich eine Herrenstimme vernehmen. Und eine klangovolle Frauenstimme fällt ein: „Das ist wirklich außerordentlich freundlich von ihnen, daß Sie uns geholfen haben, denn es ist weit und breit kein Gespann zu erspähen und die nächste Ortschaft ist noch fast eine Stunde zu Fuß!“

Und der Herr und die Dame in elegantem Sportdreh treten auf die Gruppe der Männer und Frauen zu.

Da wirkt plötzlich das leuchtende, schweißüberströmte Pferd, das bereits wieder abgesträngt, den müde hängenden Kopf auf, äugt zu den Nahenden hinüber und stößt ein leises Gemieher aus. Eine weiße herzförmige kleine Wunde blinzt auf der Stirn des schmalen, rasierten Kopfes. Mit schleppenden Füßeln kommt es der fremden Frau entgegen.

Die aber ist jäh zurückgetreten. Gebannt starren ihre Augen in schreckvoll ungläubigem Staunen auf die kleine herzförmige Wunde und die winzige Narbe hinter dem linken Ohr. „Mariell! ... Mariell!“ ... entfährt es ihr. Und noch einmal: „Mariell!“ ... Leise und tonlos, daß niemand außer ihrem Begleiter es vernommen.

Wie ein zitterndes, ungläubiges Fragen klingt es. Und das erschundene Tier sieht sie mit dunklen Augen an und wiehert von neuem leise wie in freudig wehmütiger Bejahung. Es redt den magern Hals, schnuppt vertraut nach ihr und nimmt behutsam ein kleines überzuckertes Bistuit entgegen, das ihm die Dame gereicht. Still und reglos steht es, derweil eine weiße zarte Hand mit einer lieblosen Bewegung über sein raues, ungepflegtes Fell gleitet, bis plötzlich ein dumpfer, röchelnder Husten den magern Körper des Tieres erschütterte. Da tritt die Frau zurück, derweil die fremden Männer von ihrem Gatten entlohnt, das Pferd beglückt beim Kopf nehmen und die staubige Landstraße zurückgehen.

Die Frau aber hat ihren Begleiter hastig zur Seite gezogen. Mit brennenden Blicken sieht sie ihn an. „Hast du es auch erkannt? Ist so etwas möglich?! So ein Wiedersehen!“

Und als er nickt: „O, das Tier, das arme! Und die Scham! Die Scham!“ stößt sie hervor, und eine dunkle Qual steht ihr im Auge.

Sie starrt vor sich hin und sieht im Geiste eine elegante Box in einem herrschaftlichen Stall, in der vor Zeiten auf das sorgfältigste gepflegt, zusammen mit einem andern das erschundene und verhungerte Tier von der Landstraße stand, bis eines Tages die warmblütige Treue der toten Maschine weichen mußte.

„Tierlos!“ sagt achselzuckend, ein wenig verlegen der Mann.

„Über das die Menschheit hinweggeht wie über ein Nichts!“ ergäht bitter die Frau. „Von einer Hand in die andere! Von Stufe zu Stufe! Geschunden bis zum letzten Augenblick!“ Und ihre Lippen zuden.

Der Motor aber brummt und knurrt voll Ungebulb. „Sentimentalitäten!“ höhnt es durch seine Melodie.

Stumm gehen sie auf das Auto zu. Nur die Frau blickt sich noch einmal um und sieht dorthin, wo schlappenden Schrittes im weisgrauen Staub der sonnendurchluchten Landstraße ein müdes verhungertes braunes Pferd ergebungsvoll seinen Bestern folgt.

Irrt nicht ein Wehgeschrei durch die Luft, der Schrei der tausendfältig gemarterter Tierseelen? Geht nicht eine Klage hinter ihr her, die sie verfolgen wird bis an ihr Lebensende im Wachen und im Traum? Würde nicht die stumme, erschütternde Qual zweier dunkler Tieraugen sie begleiten durch Zeit und Fernen und in des Lebens sonnigsten Freuden jäh wie ein flammender Vorwurf ihr in Herz und Gewissen stellen: „Ihr Menschen, ihr graulamen!“

Hygiene und Heilkunde

Wie viel Ärzte gibt es in Deutschland? Seit dem Weltkrieg ist die Zahl der Ärzte in Deutschland stark gestiegen, denn eine große Menge der zurückkehrenden Medizinstudenten drängte auf einmal zum Examen und viele, die durch den Krieg auf ihrem Beruf herausgeworfen waren, wandten sich dem Studium der Medizin zu. Dadurch ist eine große Überfüllung entstanden, und von den 3062 Ärzten, die 1922/23 fertig wurden, wissen heute nur wenige, wo sie sich noch niederlassen können. Genaue Angaben über die Zahl der deutschen Ärzte im Jahre 1925 macht auf Grund der neuesten Statistiken Dr. Prinzling in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“. Es gab in Deutschland mit Einschluß des Saargebietes 41 650 Ärzte, wobei auf 10 000 Einwohner 6,67 Ärzte kommen. Da 1901 4,92 Ärzte auf 10 000 Einwohner kamen und 1913 5,11, so beträgt die Zunahme gegen 1901 ein volles Drittel und gegen 1913 30,5 Prozent. Die absolute Zunahme gegen 1921 beläuft sich auf etwa 5400 Ärzte. Unter den einzelnen deutschen Landesteilen zeichnen sich durch eine besonders hohe Ärztezahl Hessen-Nassau, der Volksstaat Hessen, Baden und Württemberg aus, weil hier viele bedeutende Kurorte liegen. Unter den Großstädten hat München die meisten Ärzte mit 22 auf 10 000 Einwohner. Dies kommt wohl von dem großen Lehrer- und Assistentenkörper der medizinischen Hochschule, die sich in München mehr bemerkbar macht als in dem fast sechsmal größeren Groß-Berlin. In Groß-Berlin kommen nur 13,4 Ärzte auf 10 000 Einwohner, in Frankfurt a. M. 14,8, in Breslau 14. In den Orten unter 10 000 Einwohner hat die Zahl der Ärzte bedeutend zugenommen; sie ist von 2,7 auf 10 000 Einwohner im Jahre 1911 auf 3,8 gestiegen. Die früher oft gehörte Klage, daß die jungen Ärzte nicht aufs Land gehen wollen, hat daher keine Berechtigung mehr, und man findet heute Ärzte in zahlreichen Landorten, in denen es vor dem Kriege keinen Arzt gab.

Wie wirken Strahlen auf uns ein? Von den gesamten Aetherwellen ist für den Menschen nur der kleinste Teil für das Auge wahrnehmbar. Er empfindet sie als weißes oder

farbiges Licht. Diese sichtbaren Strahlen sind allein imstande, Chlorophyll zu bilden und den Assimilationsprozeß der Pflanzen zu unterhalten. Von den für uns unsichtbaren Strahlenarten üben aber eine große Anzahl eine Wirkung auf unseren Körper aus, die je nach der Wellenlänge der Strahlengattung verschieden ist. Prof. Dr. C. Dorn, der bekannte Leiter des „Forschungsinstituts für Hochgebirgsphysiologie“ in Davos, berichtet darüber in einem interessanten Aufsatz in der „Umschau“ (Frankfurt a. M.). Die kurzwelligsten ultraroten, d. h. jenseits der Sichtbarkeitsgrenze liegenden roten Strahlen, dringen wie die sichtbaren roten Strahlen durch die Haut, die sie verhältnismäßig wenig erwärmen, und üben dort eine bedeutende Temperaturerhöhung auf die Gewebe und durch sie auf das Blut aus. Diese Bluterwärmung, ein Fieber ohne schädliche Nebenwirkungen, vernichtet z. B. das Diphtherietoxin und fördert die Erzeugung von Antikörpern. Die langwelligsten ultraroten Strahlen werden von der Haut nicht durchgelassen, sondern absorbiert und üben durch Umwandlung in Wärme einen angenehmen Reiz aus, der sich aber sogleich verliert, wenn die Bestrahlung aufhört, während die Wirkung der kurzwelligsten ultraroten Strahlen langsamer abklingt. Durch das starke Absorptionsvermögen der Haut rötet sie sich, um sich schließlich bei genügend starker Bestrahlung zu bräunen. Diese Bräunung betrachtet man als ein Schutzmittel des Körpers gegen unerwünschte Strahlen und Überhitzung. Blaues und sichtbar violettes Licht dringt bis in die Blutgefäße, wo es vom Blut gierig aufgenommen wird. Die Wirkung dieser Bestrahlung ist beim Menschen sehr verschieden. Eine Bluterneuerung tritt am schnellsten bei den Anämiekranken ein. Die großen Heilerfolge bei Lupus und Narkitis sind den ultravioletten Strahlen zu verdanken. Sie töten Bakterien und zerstören krankes Gewebe, indem sie den Körper befähigen, Phosphor und Kalk aus der Nahrung zu ziehen. Auch bei Gicht haben Bestrahlungen Erfolg, da das Eiweiß mehr abgebaut wird; bei Zuckerkranken beeinflussen die ultravioletten Strahlen den Stoffwechsel, so daß der Blutzucker abnimmt. An den guten Erfolgen bei chirurgischer Tuberkulose haben anscheinend ultraviolette und sichtbare Strahlen den gleichen Anteil.

Wie lange bleiben Speisen im Magen? Auf diese Frage wissen wohl nur die wenigsten Menschen eine zuverlässige Antwort zu geben, und doch ist dies für eine sachgemäße Ernährung von Wichtigkeit. Kahn schreibt darüber in seinem „Leben des Menschen“: Fett bleibt von allen Speisen am längsten im Magen. Milch ist nach einer knappen Stunde, ein leicht verdauliches Kohlenhydratgericht, wie Nudeln, nach 2 Stunden, Kartoffeln sind nach 2½ Stunden, leichte Gemüse, wie Spinat, nach 3, leicht verdaulich zubereitete Eier nach 4, magere Fleischsorten nach 5 Stunden aus dem Magen verschwunden. Fettessen dagegen, wie Sardinen, brauchen 8 Stunden, ehe sie den Pfortner des Magens passiert haben. Daher gelten alle fetten Speisen mit Recht als schwer verdaulich. — Durch nichts verdirbt man sich so leicht den Magen wie durch die schweren Öle der Mayonnaisen, durch Sardinen, Lachs, in Öl gebadene Kuchen, Mohnspeisen, durch das ölhaltige Marsipan, die fettreiche Schokolade und die fetten Cremefüllungen der Torten.

Weshalb muß die Kuhmilch für den Säugling verdünnt werden? Das erklärt Kahn in seinem „Leben des Menschen“ wie folgt: Der auffallendste Unterschied zwischen Kuh- und Frauenmilch betrifft den Kaseingehalt. 1000 Teile Kuhmilch enthalten 30 Teile, 1000 Teile Frauenmilch nur 8 Teile Kasein. Das Kasein ist ein Eiweiß, das fast ausschließlich in Milch und Eiern gefunden wird, also ein ausgesprochenes Jugend- und Körperbaueiweiß. Kein Eiweiß liefert bei seinem Zerfall so viele und so viele verschiedene Eiweißbruchstücke wie das Kasein. Dieses ist der Universal-Eiweißbaustein des Jugendkörpers. Die Kuhmilch ist viermal reicher an Kasein als Frauenmilch, weil das Kälbchen vielmals rascher wächst als das Menschenkind. Kuhmilch ist darum aber auch ungeeignet für den Säugling, weil sie ihn mit viermal mehr Bausteinen überschüttet als er verwerten kann. Deshalb muß man die Kuhmilch für den Säugling entsprechend verdünnen.

Reise u. Verkehr

Dampfschiffahrt auf dem Neckar. Um den wegen seiner landschaftlichen Schönheit, Burgen und Städte gern besuchten Unterlauf des Neckars dem Fremdenverkehr zu erschließen, hat die Neckar-Dampfschiffahrts-Gesellschaft für dieses Jahr einen verstärkten Dampferverkehr zwischen Eberbach und Heidelberg vorgesehen.